



[Nachdruck verboten.]

Frau Ada's Geheimniß.

9) Roman von Marie Widderm.

Das Mädchen ſelbſt ſaß jezt, behaglich auſruhend, hinter einer köſtlich duftenden Taffe Kaffee. Die alte Gitta aber hatte ihr gegenüber Platz genommen. Bei dem Eintritt der Tochter des Hausherrn erhoben ſich beide jedoch ſofort. Ueber das Geſicht der Greiſin aber ſlog es gleich lichthem Freudeſchein. „Wie ſchön, daß Sie kommen, gnädiges Fräulein!“ rief ſie, als Martha durch ein paar leicht hingeworfene, wenn auch nicht ganz wahrheitsgetreue Worte ihr Erſcheinen erklärte. „Ich bin ſchon zweimal droben an Ihrer Thür geweſen,“ ſetzte die Alte dann hinzu — „aber immer wieder fand ich dieſelbe verſchloſſen. Und doch hatte ich etwas zu überbringen, was Ihnen Freude bereiten wird: Bei dem großen Reinmachen habe ich heute das hübsche Souvenir in einer Ecke des Bodenraumes gefunden. Der Himmel weiß, wie es dort ſo viele Jahre hindurch meinen Blicken entgehen konnte.“

„Das klingt ja ſo geheimnißvoll, Frau Gitta,“ erwiderte das junge Mädchen lächelnd. „Was iſt's denn, das Sie mir zu geben haben?“ —

„Gemach, gemach! Gnädiges Fräulein müſſen mir erſt geſtatten, Ihnen nach Ihrem Stübchen zu folgen.“

„Nun, dem ſteht nichts entgegen,“ rief Martha und faßte vertraulich den Arm der greiſen Wirthſchafterin.

Gleich darauf ſchritt Frau Gitta an der Seite des jungen Mädchens die Treppe hinauf. Droben öffnete Martha beim Schein einer Gasflamme die Thür ihres Gemachs. Nicht die Dienerin, nein, faſt eine mütterliche Freundin in der Alten ſehend, geleitete ſie Frau Gitta nun über die Schwelle des beſcheidenen Quartiers. Bald leuchtete dann auch das freundliche Licht einer roſig verhüllten Lampe durch den von Blumenduft erfüllten Raum. Liebevoll bot das junge Mädchen nun dem Gaſte einen bequemen Lehnſeſſel. Frau Gitta dann noch ein Bänkchen unter die Füße ſchiebend, ſagte ſie: „So, nun wird es Ihnen auch bei mir behaglich ſein.“

Die Alte glitt tiefgerührt mit der Rechten über den blonden Scheitel des herzigen Geſchöpfchens. „Wie anders — wie ganz anders ſie iſt, als ihre Mutter es je geweſen,“ flüſterte ſie dabei traumverloren. Dann beſann ſie ſich jedoch und erſchrocken rang es ſich über ihre Lippen:

„O, mein Gott, aber was rede ich da?“

„Worte, Frau Gitta, Worte,“ ſetzte das junge Mädchen nun aber mit bebender Stimme hinzu, die mich hoffen laſſen, daß ich endlich erfahren werde — wer — in Wahrheit die Schuld an dem Berwürfniß in der Ehe meiner Eltern trägt.“ Und plötzlich die Arme um den Hals der greiſen Dienerin des Hauſes Windholm legend, fuhr ſie fort: „O, erzählen Sie mir von der Vergangenheit der Mutter! Heben Sie den Schleier, der Alles von mir deckt, was von dem Jugendleben der Eltern zu berichten iſt.“

Die Alte erſchrak. Abwehrend erhob ſie die Hände.

„Sie wollen nicht? O liebe, liebe Frau Gitta, wenn ich Sie nun aber aus vollem Herzensgrunde bitte, meinen Wuſch zu erfüllen?“ flehte das junge Mädchen. „Mein Gott, was kann Sie denn auch davon abhalten, mir zu erzählen, was ich ſo gern hören möchte?“

„Was?“ Die Greiſin ſchaute traurig in das aufgeregte Geſichtchen Marthas: „Die Pietät vor der Todten, gnädiges Fräulein — das alte Geſetz: wie man von den Verſtorbenen nur „Gutes“ reden ſoll.“

„So —“ Martha ſtöhnte leiſe — „ſo — trägt alſo — doch — die Todte mit an jener Schuld, die —!“

Gitta nickte.

Eine Weile blieb es nun ſtill in dem traulichen Gemach. Dann hauchte das junge Mädchen:

„Gitta, ich bitte Sie trotzdem, mir Alles zu ſagen.“

Aber wie Martha auch in die Alte drang, es währte doch eine verhältnißmäßig lange Zeit, ehe Gitta dem Wuſche der Bittenden folgte. Die eigentliche Veranlaſſung ihres Beſuches in dem Gemach der jungen Hauſtochter hatte ſie inzwiſchen ebenſo vollſtändig vergeſſen wie Martha, welche jezt auf niederem Seſſelchen vor der Alten kauerte und mit großen, angſtvoll ſchauenden Augen zu ihr hinausblickte.

Da endlich — endlich begann Frau Gitta. Anfangs weit auſholend — nach Art alter Leute. Galt es ihr nun doch, auch der eigenen Vergangenheit zu erwähnen: wie ſie, die Waiſe eines höheren Beamten, in das Haus des gräßlichen Generaldirektors nach Delmenhorſt gekommen, um dort als einfache Bonne thätig zu ſein.

Faſt mit peiniger Ausführlichkeit erzählte ſie nun von der freundlichen Behandlung, die ihr durch die Dame des Hauſes und deren heranwachſender Tochter Wanda zu Theil wurde. Auch wie der kleine Alfred vom erſten Tage ihres Delmenhorſter Aufenthaltes an zu ihr hielt, berichtete Gitta. Allmählich aber ward die Erzählung inhaltsreicher. Nicht bloß, daß Martha jezt den Vater heranwachſen ſah, ſo hörte ſie auch von der Verheirathung der Berichtſtatterin mit dem Rechnungsführer der Herrſchaft und wie die junge Frau — ſchon nach Monaten zur Wittve geworden — erneuert als Bedienstete in das Hausweſen des Generaldirektors trat.

In raſcher Folge reihte Gitta dann Jahr an Jahr. Hin und wieder nannte ſie nun auch den Namen Ottokar Brüggens, des Oberförſters auf Delmenhorſt. Sie hieß den energiſchen, jovialen Herrn „den intimſten Freund des Generaldirektors“ und fand manches freundliche Wort zu ſeinem Lobe. Nach ihm aber ließ ſie die Tochter Friedrich Brüggens in den Vordergrund treten. So weit gekommen aber war es, als die Alte folgendermaßen fortfuhr:

„Anna — laſſen Sie mich vorläufig noch vergeſſen, daß ich von Ihrer nachmaligen Frau Mutter rede, gnädiges Fräulein — Anna war das ſchönſte Mädchen weit und breit, und auch das anſpruchsloſeſte und wirthſchaftlichſte, das ſich denken

ließ. Die Oberförsterin — eine ehemalige Herrnhuterin — hatte die Tochter ganz in ihrem Sinne erzogen. Fräulein Anna kannte somit weder Buß noch Vergnügungen. Dagegen mußte sie schon, fast noch im Kindesalter stehend, allein den großen Haushalt leiten. Sie that das in geradezu musterhafter Weise. Aber die Diensthöten zitterten auch vor ihr, trotzdem sie nie die Hand gegen eine von ihnen erhob, nie ein Schimpfswort über ihre Lippen kam. „Sofortige Entlassung“, das war's, womit sie strafte und die schlichten Leute im Bann hielt. Freilich, gerecht war sie auch; barmherzig aber nur, wenn Einer unverschuldet ins Elend gerathen. Sonst konnte sie mit starrem Auge an dem grenzenlosesten Jammer vorübergehen.

Anna Brügggen war eben ein ganz eigenartiges Wesen. Dem Herrn Generaldirektor und dessen Gemahlin aber gefiel sie doch. Derart sogar, daß der Erstere den Vater des jungen Mädchens zu bestimmen wußte, Anna seinem Sohne zur Lebensgefährtin zu geben.

„D!“ rang es sich unwillkürlich über die Lippen der athemlos laufenden Martha.

Gitta aber verstand den Ausruf. Sie seufzte leise, erwiderte dann jedoch, leicht mit der Achsel zuckend: „Je nun, daß die Eltern für die Kinder freiten, war damals auf dem Lande nur gang und gäbe.“

Das junge Mädchen neigte den blonden Kopf. „Fahren Sie fort,“ sagte es dann.

Die Alte gehorchte. „Mein ehemaliger Schülbling,“ begann sie nun wieder, „war inzwischen längst zum Manne gereift. Er hatte Jura und Kameralia studirt und fungirte bereits als Regierungsassessor in W. Uebrigens zeigte Herr Alfred sich mit der Wahl seiner Eltern durchaus einverstanden. Ja, er geberdete sich sogar überglücklich über die Einwilligung Annas, sein Weib werden zu wollen, und verrieth dazu, wie ihm das schöne Mädchen längst theuer gewesen. „Er hätte nur nicht gewagt,“ meinte er, „sich ihm ernsthaft zu nähern, da es ihm bisher nur Kälte und Zurückhaltung gezeigt.“ — Ach, der Gute ahnte ja nicht, was doch die ganze Gegend wußte. Niemand fand aber auch den Muth, ihm zu sagen, daß Anna Brügggen nur gewungen den künftigen Gatten ihn sah. Liebe sie doch den jungen Sekretär ihres Vaters und ward von diesem mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit wieder geliebt. — Doch, wie schon erwähnt: die Oberförsterin hatte ihr einziges Kind in den Sakungen der Herrnhuter erzogen. Diese aber geboten nicht allein die innigste Frömmigkeit, Schlichtheit und rastloses Arbeiten, sondern auch die höchste Pietät den Eltern gegenüber. „Was sie bestimmten, wäre Gesetz,“ hatte man Anna Brügggen gelehrt. So fügte sie sich eben diesem Gesetz, wenn auch mit blutendem Herzen.“

In einem eiskalten Dezemberrnachtsmittag — in heftigem Schneestreiben — führte Alfred Windholmdann die schöne Braut zum Altar. Es geschah dies gewiß auch zur Freude des Generaldirektors und seiner Gattin — aber durchaus nicht beglückend für Fräulein Wanda. Diese um vierzehn Jahre ältere Schwester Herrn Alfreds war eine lebenslustige, heitere Dame von offenem Charakter und gutmüthigem Herzen. Fräulein Wanda's ganze Natur widerstrebte so schon dem Wesen Anna Brügggens. Der Umstand aber, daß die Eltern dieses Mädchen wegen seiner Wirtschaftlichkeit und seiner jonnigen, sprichwörtlich gewordenen Eigenschaften fast bis zum Himmel erhoben, machte sie noch erbitterter auf die Schwägerin.“

„Weiter, Frau Gitta, weiter!“ rief Martha hier, als die Alte plötzlich eine Pause eintreten ließ.

„Ja, weiter,“ flüsterte die Erzählerin und seufzte von Neuem. Dann aber fuhr sie, wie zögernd nur, fort: „Ich

fand von vornherein Gelegenheit, die Ehe der Neuvermählten zu beobachten. Als der Herr Assessor nämlich nach D. verjezt und damit auch besoldet wurde, hatte er mich hierher gerufen, damit ich ihm den Haushalt führe. Trotzdem die junge Frau nun meine Gegenwart überflüssig machte, duldete er es doch nicht, daß ich ging, nachdem Frau Anna das Regiment in die Hand nahm. Uebrigens wohnten wir schon damals in diesem Hause. Gehörte dasselbe doch zu einer Erbschaft, welche Herrn Alfred unvermuthet zugefallen.

Bei der großen Bescheidenheit der jungen Frau hatten wir uns aber nur auf den kleinsten Theil der Räumlichkeiten des Hauses beschränken dürfen. Unsere Wohn- und Wirthschafts-räume lagen dazu sämmtlich im obersten Stockwerk. Dieses Zimmer aber, gnädiges Fräulein, war das „Schlafgemach“ Ihrer Eltern. Und hier —“ Frau Gitta glitt mit der Rechten über das graue Wollkleid, das sie mit Vorliebe trug, dann aber den weißen ehrwürdigen Kopf, auf welchem ein blüthenzartes Mullhäubchen saß, automatenhaft bewegend, setzte sie in fast feierlichem Tone hinzu: „und hier erblickten Sie auch das Licht der Welt, umfingen Sie zum ersten Mal die Arme Ihres Vaters.“

„Hier, gerade hier?“

Frau Gitta nickte. „Es sah damals freilich nicht so traulich in dem Zimmer aus wie heute,“ fuhr sie dann fort. „Keine Blume zeigte sich an den Fenstern — kein Porzellanfigürchen, kein schön gebundenes Buch stand, lag auf der Kommode dort. Selbst der Spiegel fehlte. An seiner Stelle hing ein Christusbild — darunter lag auf schlichtem Brettchen die einfach gebundene Bibel.“

Wieder ließ Gitta eine Pause in ihrer Erzählung eintreten. Auf dem guten, vollwangigen Gesicht lag jetzt ein so tiefer Ernst, etwas so grenzenlos Schmerzliches, daß Martha nicht anders konnte, als sich zu erheben und vor der Greisin niederzuknien.

„Liebe — Getreue,“ hauchte sie dabei.

Wie aus einem Traum erwachend, so schaute Gitta zu dem lieblichen Kinde herab.

„Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein,“ rief sie aber förmlich entsetzt, als sie die demüthige Stellung des jungen Mädchens wahrte. „Vergessen Sie denn, wer ich bin?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob sie die Knieende mit starkem Arm empor und setzte Martha wieder auf das Sesselchen neben sich. „Lassen Sie mich weiter erzählen,“ sagte sie dann.

Trotzdem vergingen doch mehrere Minuten, ehe sie den Faden ihres Berichtes von Neuem aufnahm. Endlich aber begann sie mit leiser Stimme:

„Das Zusammenleben Ihrer Eltern war von vornherein kein glückliches gewesen. Hieran änderte leider auch Ihre Geburt nichts. Meiner Ansicht nach aber waren es hauptsächlich gerade die vielgerühmten Tugenden Ihrer Mutter, an denen das Eheglück des jungen Paares scheiterte. Weiß Gott, Anna Brügggen war doch von einer tüchtigen Erzieherin unterrichtet worden. Aber seit sie vermählt, schien es wirklich, als hätte man sie nur für die niedrigsten Beschäftigungen erzogen. — Wollte Ihr Herr Papa mit ihr ausgehen, so hieß es: „Wo denkst Du hin? Ich habe noch Fleisch einzufalzen oder sonst dergleichen zu thun.“ Wünschste er ihr des Abends vorzulesen, so konnte er sicher sein, daß sie erwiderte: „Verzeih, aber zu Derartigem hat eine gute Hausfrau keine Zeit — ich muß in die Küche, um für die Bedürfnisse des morgenden Tages zu sorgen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Zwischendecken unserer Wohnungen. Eine gesundheitliche Betrachtung.

Von Dr. W. Kullmann-München.

(Schluß.)

Solche Mittheilungen mit den vergleichenden Zahlen sprechen zur Genüge. Ähnliche und ebenso abschreckende Beispiele aus neuester Zeit anzuführen, hält gleichfalls nicht schwer, hat doch auch Verfasser dieses in einem aus einem Staatsgebäude stammenden Fehlboden soviel Kochsalz ermittelt, daß solches dem dritten Theil normaler Abtrittsauche entspricht, und in 21 Kubikmeter dieses Fehlbodens soviel stickstoffhaltiges faulendes Material ermittelt, daß es dem Eiweißgehalt von 14 1/2 menschlichen Leichen gleichkommt. Mit einem dritten dergleichen Beispiel wollen wir es dann genug sein lassen. Bei einem sehr bedeutenden großstädtischen Neubau fand sich ein so stark verunreinigtes Material, daß der ermittelte Stickstoff, vorausgesetzt, daß das Füllmaterial in allen Räumen das gleiche war, 27,158 Kilo Eiweiß repräsentirte, eine Menge, welche rund 3000 Menschenleichen entspricht.

Der Umstand aber, daß man so wenig von solchen enormen Mengen faulender Stoffe riecht, ist darin begründet, daß dieselben sehr fein vertheilt, und mit Asche und Erde innig gemischt sind. Die geruchzerstörende Eigenschaft der Erde ist ja schon in den ältesten Zeiten praktisch verwertbet worden und das Moulé'sche Erdlöset zeigt, daß 1/2 Kilo Erde genügt, um eine menschliche Durchschnittsentleerung geruchlos zu machen.

Wenn man auch schon auf Grund epidemiologischer Beobachtungen häufig bei Typhushaussepidemien als Infektionsherd die Zwischendeckenfüllungen annehmen durfte, so können wir auch Fälle anführen, welche in neuerer Zeit beobachtet wurden und den Zusammenhang zwischen Krankheitserreger und Erkrankung mit nahezu absoluter Gewißheit zeigen. Einen solchen Fall erwähnt Butter, der ihn selbst untersuchte. In einem Gehöfte des Dorfes Hohburg, welches durchaus nicht die Lage und den Boden eines Typhushauses hatte, da es am Ende des Dorfes auf Lehm und höher als die anderen lag, brach 1874 eine schwere Typhusepidemie aus, während 1872 und 1873, zu welcher Zeit der Typhus in Hohburg und namentlich in den dem Gehöfte benachbarten Häusern epidemisch herrschte, das letztere ganz verschont geblieben war. Nun aber erkrankten 1874-76 fünfzehn Personen an Unterleibstypbus. Bis 1875 waren alle Personen des Hausstandes erkrankt und durchseucht, einzelne davon gestorben. Anfang 1876 kamen zwei neue Dienstboten, welche kurz hintereinander erkrankten, dann erkrankte ein aus einem typhusfreien Ort zu Besuch gekommener Verwandter und endlich erkrankten und starben zwei im Inneren des Hauses einen Monat lang beschäftigte Zimmerleute. Das Haus war jetzt so gefürchtet, daß Niemand an Stelle der Todten treten wollte. Eine folgende gründliche Desinfektion der Wohn- und Schlafräume nebst deren Inhalt, wie die Schließung des Brunnens, der übrigens bei stattgehabter Untersuchung nichts Verdächtiges zeigte, fand statt. Aber bereits 1878 und 1879 traten wieder drei sehr schwere Typhusfälle auf. Nun ließ der Hofbesitzer auf Butter's Rath den Boden des Erdgeschosses auf einen Meter Tiefe ausheben und mit reinem, trockenen Sand füllen und diesen mit einer 15 Centimeter starken Betonschicht überdecken, die bloßgelegten feuchten Grundmauern mit Cement ausfugen und darüber starke Dielen, dicht gefügt, gut geölt und mit Oelfarbe und Lack überstrichen, legen. Im Jahre 1884 enthielt dann der Medizinalbericht die Bemerkung, daß das in früheren Berichten erwähnte Gehöft in Hohburg nun seit einer Reihe von Jahren typhusfrei geblieben sei, obwohl das Dienstpersonal mehrfach gewechselt habe. — In diesem Falle konnte weder das Trinkwasser, da der Brunnen geschlossen worden, noch die Wohnung selbst, Mobilien und Kleider, da solche desinfizirt, die Ursache des Typhus gewesen sein und es bleibt als Erreger dieser Krankheit nur der Untergrund übrig, da ja nach Beseitigung der vorhandenen Fehlbodenfüllung und einer sorgfältigen Neuherstellung desselben keine Typhuserkrankungen mehr vorkamen.

Auch das Auftreten von asiatischer Cholera kann durch den Fehlboden leicht herbeigeführt werden. Bei der Choleraepidemie in Laufen in Bayern, so schreibt Pettenkofer, erkrankten nur solche Sträflinge, welche den gleichen Schlaf- und Arbeitsaal inne hatten. Von jenen, die in denselben Sälen schliefen,

nur solche, die den Tag über in infizirten Sälen arbeiteten, und von denselben, welche in gesunden Sälen arbeiteten, wiederum nur solche, welche in infizirten Sälen schliefen, am meisten aber hatten jene zu leiden, welche Tag und Nacht in einem infizirend wirkenden Theile des Hauses zubrachten.

Ebenso tritt auch die Diphtherie endemisch auf, und es lassen sich mehrere Hausepidemien anführen, bei welchen die Infektionen aller Wahrscheinlichkeit nach von den Zwischendecken ausgingen, auch ist nachgewiesen worden, daß die größte Sterblichkeit an Diphtherie in den Monaten herrscht, in welchen die Menschen Tag und Nacht sich zu Hause in den geheizten Wohnungen aufhalten und daß im Frühling und Sommer, also außerhalb der Heizperiode, die Krankheit viel von ihrer Gefährlichkeit verliert. Bestimmt wurde in einem Dorfe bei Schweinfurt der Fehlboden als Träger des Diphtheriebazillus nachgewiesen, als in der Thurmstube des Glöckners drei Kinder desselben an genannter Krankheit gestorben waren. Nachdem das Zimmer desinfizirt, die Wände abgekragt und getüncht, der Fußboden gut gereinigt war, zog ein armer Ortsbürger mit seiner Familie ein. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln erkrankten auch wieder die neuen Insassen, und da sonst keine Diphtheriefälle im Orte vorkamen, Möbel, Betten u. s. w. der früheren Bewohner weggeschafft waren, so blieb nur der Fehlboden und der zwischen den Dielen lagernde Schmutz als Infektionsträger übrig.

Auch von der der häufigen Bräune folgenden Augenentzündung ist bekannt, daß die im Freien lebende Bevölkerung weit seltener daran erkrankt als die in ihren Häusern vor Zug und Kälte geschützte Stadtbevölkerung.

Diese Einzelheiten, die sich für die angeführten Erkrankungsformen noch bedeutend vermehren ließen, mögen genügen.

Wir wollen nun zu den wirklich im Fehlboden nachgewiesenen krankheitserregenden Bakterien übergehen, von welchen Professor Hüppe in Prag uns eine Zusammenstellung giebt. Hierbei ist von älteren Untersuchungsergebnissen, bei welchen es sich um Auffindung des Typhusbazillus handelte, abgesehen, da noch vor zehn Jahren eine Unterscheidung dieses von dem bekannten Darminfassen, dem Kolonbazillus, unmöglich und erstere daher öfter wohl mit Unrecht als vorhanden angenommen worden war. So wurden zweifellos die häufig in der Erde vorkommenden Bazillen des malignen Oedems¹⁾ und des Tetanus nachgewiesen. Einer der interessantesten Fälle ist der folgende. Als im Jahre 1887 in Bajordo (Niviera) die Kirche einstürzte, wurden hierbei 70 Menschen verwundet, von diesen starben 8 an Starrkrampf-Erscheinungen; von 90 me züchtete aus dem Schutte Tetanusbazillen. Emmerich fand reichlich Tetanusbazillen im Fehlboden eines Schlafzimmers, auf welches durch Diphtherieerkrankungen die Aufmerksamkeit gelenkt war. Heintzmann fand neunmal Tetanusbazillen im Zwischendeckenmaterial alter Gebäude, in denselben waren in 6 Jahren drei Todesfälle an Wundstarrkrampf vorgekommen. Schreiber dieser Zeilen fand in einem Falle die Bazillen des malignen Oedems und Uspadel einen aroben²⁾ Bazillus, welcher bei Thieren ähnliche Erkrankungen wie der vorher angeführte hervorruft. Ferner fanden Diphtheriebazillen Wright und Emerson im Fußbodenstaube des Cithospitals in Boston; ebenso verhält es sich mit den Tuberkelbazillen, welche, durch ausgehulietes verdorrnetes Sputum vielfach zerstreut, nicht selten gefunden wurden.

Solche Nachweisungen würden viel häufiger sein, wenn bei den in denselben Wohnungen sich wiederholenden gleichen Erkrankungsformen die Fehlböden untersucht würden; leider aber geschieht solches fast niemals.

Wie schon am Anfange unserer Betrachtung hervorgehoben wurde, dient der Fehlboden, wenn auch nicht als Vermehrungs- so doch als Konservierungsmaterial, und es ist leicht begreiflich, daß die durch das Gehen hervorgerufene Erschütterung bei den älteren, undichten Dielungsarten die feine Vertheilung des infizirten Materials in Staubform ermöglicht und so die pathogenen Keime auf und in den Menschen gelangen.

Je bekannter solche Thatsachen werden, desto mehr wird das Publikum selbst gegen Verwendung alten, verunreinigten Bauschutttes bei Neubauten Verwahrung einlegen, es wird schließlich verlangen, daß das ganze Zwischendeckenmaterial durch Erhitzen keimfrei gemacht und praktische Dielungsmethoden ein Feuchtwerden desselben unmöglich machen. Auf diese Weise werden wir einen großen Fortschritt in der Gesunderhaltung unserer Wohnhäuser machen.

¹⁾ Maligne Wassererschütterung.
²⁾ Bacterien, welche sich nur bei Sauerstoffzutritt entwickeln.

Allerlei.

Eine physiologische Merkwürdigkeit, die einzig dasteht, erfahren wir aus einem Roman, den Natalie von Eichstreu eben im „B. L.-A.“ veröffentlicht. In der Nummer vom 22. Oktober ist zu lesen: „Mein Vater verunglückte bei einer Schnitzeljagd am Hubertustag — er war Artillerieoffizier — drei Wochen vor dem ich geboren ward, und Mütterchen erlebte das Herzleid nicht, — ich bin fremd und verlassen gewesen, so lange ich denken kann!“ — Also nicht nur der Vater, sondern auch die Mutter hat die Geburt des Kindes nicht erlebt; denn sie ist mindestens drei Wochen und einen Tag früher gestorben, als ihr Mann verunglückt ist.“

Ein Picknick in Kiautschau. Die „F. B.“ bringt unter der Ueberschrift „Kiautschau-Eindrücke“ einen Brief aus Tschifu, dem wir folgende lustige Beschreibung eines chinesischen Picknicks entnehmen: „Wenn man unter der Pappel sitzt, kann man sich im Hof einer alten deutschen Ritterburg wägen. Der Flaschenford wird entleert und der Bach vor dem Tempel mit seinem kalten Gebirgswasser dient als Eissteller. Wieder hat sich die männliche Bevölkerung des Dorfes eingefunden, steht um den Tisch und staunt über alle die unehörschten Dinge. Den größten Erfolg hat das Entorken der Apollinarius-Flaschen. Die Flasche wird den Zuschauern entgegengehalten, und der Pfropfen, der vorher gelockert worden, springt ihnen mit lautem Knall ins Gesicht. Zuerst erlöschten sie sehr, dann finden sie den Scherz ausgezeichnet, schließlich hocken sie sich Alle im Kreise auf den Boden und entleeren Sinen mit einer Theeschale an den Tisch der Fremdlinge. Das Geschick wird genehmigt und in der Theeschale wird eine köstliche Suppe zurechtgemacht. Aus allen Bierflaschen werden die Reste zusammengegossen, dazu wird ein wenig Rothwein und möglichst viel Apollinarius gethan, und damit das Getränk etwas mehr Gehalt bekomme, werden noch einige Wurfshalen hineingemischt. Die Theeschale geht bei den Chinesen im Kreise herum. Jeder nippt mit Andacht. Einige schneiden fürchterliche Gesicht, aber Keiner hat den Muth seiner Meinung, und es ist erschrecklich, daß im Allgemeinen der Trank für gut erklärt wird, nenngleich sein Geschmack vielleicht etwas seltsam scheint. So zeigt sich wieder, wie groß die Macht ist, die alles Fremde über die Menschen hat.“

Dreyfus und die Teufelsinsel. Jean Hef, der im Auftrage des „Matin“ den Deportationsort des Kapitän Dreyfus besuchen wollte, erreichte nichts, als daß er die Teufelsinsel aus der Ferne sah. „Am an der Teufelsinsel vorbeizukommen“, erzählt Herr Hef, „und fünf Tage lang in Cayenne bleiben zu können, mußte ich 40 Tage auf dem Paketboot „France“ zubringen. Am 9. September war ich von St. Nazaire abgereist, am 23. Oktober kam ich zur Teufelsinsel. Ich habe die Insel gesehen und ich habe in Cayenne bei sehr gut unterrichteten Personen Informationen eingeholt. Aus den erhaltenen Berichten geht hervor, daß Dreyfus jetzt in einem Raume nach Art der Hellengefängnisse untergebracht ist. Sein kleines Gefängniß ist von einer Holzpalisade umgeben, die von hohen und starken Pfählen gebildet ist, so daß sie vollständig kompakt erscheint. Er wird überaus streng bewacht; er ist in Eisen gelegt. Er befindet sich aber trotzdem in voller Gesundheit und hat von der revolutionären Bewegung Kenntniß. Ich sah aus der Ferne auf der Teufelsinsel anstatt idyllischer Hütten einen Holzverschlag. Dort war das gegenwärtige Gefängniß Dreyfus“. Und dort war die Kaserne, dort das Fort für die Artillerie und die Wächter. Also dort in jener Hütte, deren weißes Dach die hohen Ballisaden überragt, befand sich der Mann, dessen Schicksal seit so langer Zeit das Gewissen des ganzen zivilisirten Europas beunruhigt! Ich habe das Alles aus ziemlicher Nähe gut gesehen, denn das Paketboot fuhr langsam, etwa eine Viertelmeile vom Strande entfernt, an der Insel vorbei. Durch mehr als zehn Minuten konnte ich durch meinen Marinefeldstecher hinübersehen; ich habe mir auch die wechselnden Bilder mit meinem photographischen Apparat aufgenommen. Immer habe ich es vor meinen Augen und in meinem Gedächtniß hartet es fest.“ Das Gefängniß des Kapitän Dreyfus nimmt man nicht wahr; nur die höchste Spitze des Daches ragt drei Meter hoch über die Ballisaden hinweg, welche den Raum, in welchem Dreyfus seinen Spaziergang machen darf, umsäumen. Hier befindet sich auch ein Ventilator. Das Oblong, welches durch die Einzäunung gebildet wird, ist zwölf Meter lang, sechs Meter breit. Die Umzäunung selbst ist aus Holzpfählen (2 Meter 25 Centimeter hoch) hergestellt, die oben zugespitzt sind und auf das Dichteste zusammenstehen; sie zeigen nicht den kleinsten Zwischenraum, sie bilden eine kompakte Mauer, Dreyfus kann also während seines Spazierganges das Meer nicht sehen. Diese Holzmauer, deren Südseite von einer Untermauerung getragen wird, weil sich dort Nutschterrain befindet, trennt ihn von der Welt der Lebenden. Am Fuße dieses Plateaus, auf der Südseite, auf dem schmalen Strande stehen etwa zwanzig Kokospalmbäume, unter diesen Bäumen drei Gebäude, eine größere und zwei kleinere Hütten. Hier war bis vor zwei Jahren der Aufenthalt des Deportirten. Das größere Gebäude war die Wohnung der Wache; das mittlere war für den Gefangenen bestimmt. Man sieht diese kleine Häuser- und Baumgruppe von Nordost aus; vom Süden her überblickt man die ganze Insel. Hier nimmt man auch den Landungsplatz wahr und den Weg, der zum Plateau, sowie zur Hütte der Wächter, zur Kaserne und zum Gefängniß hinaufführt.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die „**Deutsche Romanbibliothek**“ (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) eröffnet ihren neuen, siebenundzwanzigsten Jahrgang mit drei besonders fesselnden Werken. In seinem Roman „Die Doppelnatur“ behandelt Balduin Grollier, der bekannte österreichische Erzähler, ein seelisches Problem von hohem Reiz, indem er zugleich der Gattung des Kriminalromans eine ganz neue Seite abgewinnt. Mit seiner Romandichtung „Phroso“ bietet Anthonj Hope, dessen „König von Auritanien“ im vorigen Jahre die Leser ungewöhnlich fesselte, ein Werk, das jene Erzählung an reich entwickelter Handlung und Spannung noch weit übertrifft. Ferner bewährt sich Ludwig Heinrich Greinz, der treffliche Schilderer des Vesperlebens, in seiner ergötzlichen Humoreske „Der Dankel von Hilariberg“ als einer der besten und besten Mitarbeiter Peter Roseggers. Alle drei Werke sind hervorragende Erzeugnisse der Erzählungskunst, die den Lesern hohen Genuß versprechen. Daneben stellt der Verlag den Abonnenten der „Deutschen Romanbibliothek“ zwei vorzügliche, in achtbariger Druck hergestellte Holzschnitt-Kunstablätter: „Die Sirtinische Madonna“ nach Raffaels berühmtem Meisterwerk und „Keine Rose ohne Dornen“ nach Paul Thumanns anmuthigem Gemälde zum Preise von je 1 Mk. zur Verfügung; desgleichen zwei Kunstablätter in Kupferdruck: „Neujahrsbriefe in der Pension“ und „In der Staatsbibliothek“ (nach den Gemälden von Emanuel Spitzer) zum Preise von je 3 Mk., beide zusammen 5 Mk. Endlich seien noch die „Deutsche Romanbibliothek-Photographien“ erwähnt, die nach eingelangten Original-Aufnahmen den Abonnenten künstlerisch ausgeführte Reproduktionen zu außergewöhnlich billigem Preise bieten. Angesichts dessen, was die „Deutsche Romanbibliothek“ für ihren Abonnementspreis (vierteljährlich [13 Nummern] 2 Mk., jedes 14tägige Heft 35 Pfg.) bietet, kann sie ohne Uebertreibung die billigste deutsche Romanzeitung genannt werden. Das erste Heft sendet jede Sortiments- oder Kolportage-Buchhandlung auf Verlangen zur Ansicht ins Haus.

— „Der alte Rietzen“, das volkstümliche Gedicht von Theodor Fontane, das in zahllosen Schulen alljährlich von jungen, deutschen Lehren tapfer deklamirt wird, entstand schon im Jahre 1846. Ein getreues Facsimile von der ersten Niederschrift der Ballade finden wir dem 2. Heft der Halbmonatschrift „Das literarische Echo“ (Berlin W., F. Fontane u. Co., vierteljährlich zwei Mark) als Sonderbeilage beigegeben, das auch ein Porträt des verewigten Dichters (nach Max Liebermann) enthält. Im gleichen Heft haben Bollbilder des vielbesprochenen italienischen Romanciers Gabriele d'Annunzio und des polnischen Meistererzählers Henryk Sienkiewicz nebst den entsprechenden Artikeln von Prof. Guglia (Wien) und Prof. Flach (Kraflau) Aufnahme gefunden. Ein größerer Auszug über „Moderne religiöse Literatur“, der Schluss von Erich Schmidts Essay über Cyrano von Bergerac, zahlreiche Bücherbesprechungen, Zeitschriften- und Zeitungsauszüge, Nachrichten, Notizen, Bibliographisches u. s. w. füllen den übrigen Theil des Heftes.

— **Wilhelm Hegeler: Nellus Millionen.** Ein fröhlicher Roman. Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W. Preis 3 Mk. Wilhelm Hegeler hat mit einigen tiefergreifenden Geschichten aus dem Berliner Studentenmilieu seine literarische Laufbahn begonnen, und mit seinem im Frühjahr erschienenen Roman „Sonnige Tage“, in dem er um einen interessanten seelischen Konflikt eine Reihe anmuthiger Bilder aus dem Schweizer Pensionsleben gestellt hat, fand er den lebhaften Beifall von Kritik und Publikum. Nicht zum Wenigsten verdankt er diesen letzten Erfolg dem gefundenen feinen Humor, der ihm auch bei ersten Stoffen treu zur Seite steht. Sein neuer Roman „Nellus Millionen“ ist ganz auf den humoristischen Ton gestimmt und der Klingt so rein, so voll, daß man mit inniger Freude diese Entwicklung Hegelers auf seinem Schaffensweg, der ihn nun auf sein ureigenstes Gebiet geführt zu haben scheint, begrüßt. Auf dem Felde des humoristischen Romans dürfte der junge Oldenburger, auf den die sonnigen Tage im Süden einen so bestimmenden Einfluß ausgeübt haben, seine reichsten Lorbeeren ernten und bereits diese „Millionen“ werden nicht bloß der lebenswürdigen Nellus, sondern allen denen ein lieber Besitz sein, die dieses urgeunde und urfidele, anmuthige und fesselnde Werk zur Hand nehmen.

— Von der Zeitschrift „Magazin für Literatur“ ist soeben die 43. Nummer des laufenden Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Rudolf Steiner: Ein wirklicher Jünger Parakulturas. Helene Stöcker: Unsere Umwertung der Werte. A. Matthes: Vor der Sirtinischen Madonna. Hans Landsberg: Deutsche Plakat-Ausstellung. — Theater. — Musikalisches. — Chronik. — Neueste literarische Erscheinungen. Das Beiblatt „Dramaturgische Blätter“ (Organ des „Deutschen Bühnenervereins“) enthält die Rechtsprechung in Schiedsgerichtsachen des deutschen Bühnenervereins von dessen Syndikus, Landgerichtsdirektor Dr. Felixh.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Z h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.